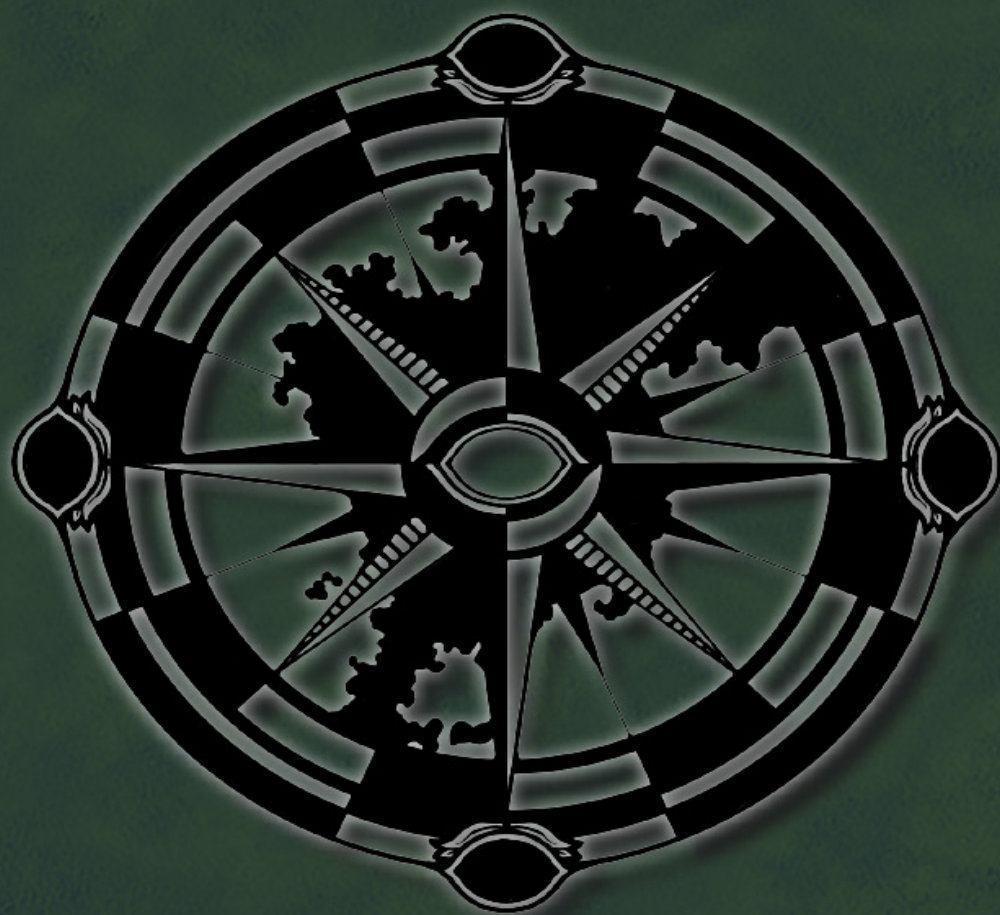


Lena Falkenhagen

Die Boroninsel



Rabenchronik I

Das Schwarze Auge

Lena Falkenhagen

Die Boroninsel



Rabenchronik I

Das Schwarze Auge

Lena Falkenhagen

Die Boroninsel

Rabenchronik I

Ein Roman in der Welt von
Das Schwarze Auge®

Originalausgabe



Impressum

Ulisses Spiele
Band 27

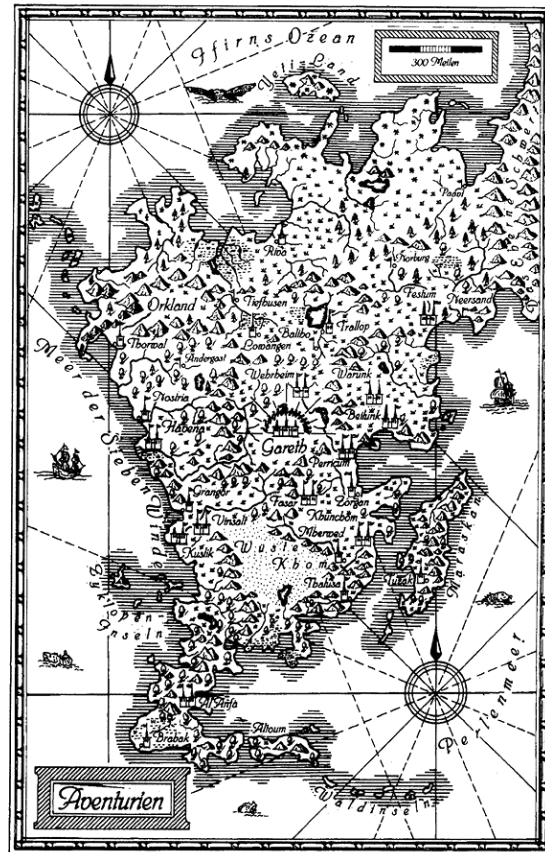
Kartenentwurf: Ralf Hlawatsch
E-Book-Gestaltung: Michael Mingers

Copyright © 2014 by Ulisses Spiele GmbH, Waldems. DAS
SCHWARZE AUGEN, AVENTURIEN, DERE, MYRANOR,
RIESLAND, THARUN und UTHURIA sind eingetragene
Marken der Significant GbR.

Titel und Inhalte dieses Werkes sind urheberrechtlich
geschützt.

Der Nachdruck, auch auszugsweise, die Bearbeitung,
Verarbeitung, Verbreitung und Vervielfältigung des Werkes
in jedweder Form, insbesondere die Vervielfältigung auf
photomechanischem, elektronischem oder ähnlichem Weg,
sind nur mit schriftlicher Genehmigung der Ulisses Spiele
GmbH, Waldems, gestattet.

Print-ISBN 3-453-12684-X (vergriffen)
E-Book-ISBN 978-3-86889-902-3



Widmung

Ich war ein neugeborener Vampir und weinte über die
Schönheit der Nacht.

ANNE RICE

Gewidmet sei dies Buch all jenen,
die soviel Freude an Havena haben wie ich.

Mit Dank an Heiko,
der eine unersetzliche Quelle
des Zuspruches für mich ist, und an Karli,
für bereitwilliges Gegenlesen.

Prolog - Borons Arme

Ein Rabe krächzte.

Ich glaube, er weckte mich, denn der seltsam klagende Ton seines Schreis drang als erstes in mein Bewußtsein. Mühsam hob ich den Kopf – er schmerzte. Die Augen waren verklebt und trübe, als hätte sich ein Schleier darübergelegt. Mit der Hand tastete ich nach der Wange, die sich steif und kalt anfühlte, und stieß an eine harte Kruste. Blut? Ja, Blut, das gleiche Blut wie auf meinen Händen, meinem Hals, meinem Kittel – mein Blut. Ich führte die Finger weiter, zur Stirn, wo eine Platzwunde noch immer dumpf pochte. Doch die Blutung war zum Stillstand gekommen.

Langsam kehrte Leben in meine kalten Glieder zurück, und ich nahm auch den Schmerz in der Schulter wahr, das verkrampfte Ziehen in den Beinen. Der Atem ging nur schwer, die Lunge brannte. Mein ganzer Körper war zerschunden.

Am schlimmsten aber war der Schmerz in mir: die Trauer. Ich wollte weinen, wie ich es früher immer getan hatte, eng geschmiegt an den Busen meiner Mutter. Zorn mischte sich zu der Trauer, der Zorn des Hilflosen, der nichts bewegen, nichts ändern kann, und ich wollte auf irgend etwas, irgend jemanden einschlagen, wollte schreien. Doch keine Träne benetzte die blutverschmierte Wange, die Fäuste ballten sich hilflos, und kein Schrei entrang sich meiner Kehle. Ich konnte nicht mehr weinen. Zuviel war geschehen in den letzten Wochen, zuviel hatte sich verändert in meinem Leben. Ich sah das Gesicht meines Vaters vor mir, dieses einstmals freundliche, offene Gesicht, nun von namenlosem Haß verzerrt. Ich sah, wie sich mein Dolch tief in sein Herz grub. Ich sah meine Mutter, der stolze Blick ihrer Augen gebrochen und leer. »Fion ...« stammelte sie.

»Fion!« Immer wieder sah ich diese Gesichter, wie vorher

schon ein Dutzend Male in meinen Träumen. »Fion ...«

»O Götter! Boron, hilf!« Ich preßte die Finger auf die Ohren, aber der Hall von Mutters Stimme verklang nicht, würde niemals verklingen. Übelkeit schüttelte mich, ich würgte, doch mein Magen war leer.

Ich raffte mich auf, so daß ich auf den Knien zu sitzen kam. Stroh war unter meinen Füßen, darunter Holz. Bratengeruch drang mir in die Nase. Ich hatte Hunger, schrecklichen Hunger; doch der Gedanke an gebratenes Fleisch zwang mich neuerlich zum Würgen. Jetzt schmerzte der Kopf noch heftiger.

Der Essensduft brachte meine Gedanken wieder zurück zu dem Ort, wo ich mich gerade befand. War ich von Sinnen gewesen? Zumindest entsann ich mich weder daran, wo ich war, noch daran, wie ich hierhergekommen war. Mein Blick schweifte umher, nach Vertrautem suchend, und endlich erkannte ich, wo ich mich befand: auf dem Zwischenboden der Scheune des *Esche und Kork*. Strohballen türmten sich zu gelben Trolldreppen an den Wänden bis hoch unter das hölzerne Schrägdach. Dort oben lagen Balken auf lotrechten Pfeilern, reichten vom Boden bis zum äußeren Rand des Daches. Senkrechte Stützen trugen weiter innen das Dach; man mußte sich um sie herumschieben, wenn man auf einem der liegenden Balken von der einen Schrägseite zur anderen gehen wollte. Die Holzschnitzereien, die dort oben an den höchsten Stützbalken angebracht waren, sah ich fast vor mir: Jahreszahlen, Namen und seltsam gezackte Zeichen, von denen Kinder annehmen, daß ihnen magische Bedeutungen innewohnen. Rötliches Abendlicht drang durch eine halbgeöffnete Heuluke, die im Wind schwang und bisweilen mit dumpfem Klang zufiel. Es war kalt.

Ich raffte mich auf, stand aber recht unsicher auf den Füßen. Ich war kein Troll, darum fiel es mir schwer, mir einen Weg durch die Strohballen zu bahnen, vorbei an der Stiege (die hinunter zum festgestampften Boden der

Scheune führte) hin zur Heuluke. Ein Blick durch den linken, den klappernden Laden zeigte mir eine schattige Straße, gepflastert, auf der nur wenige Menschen unterwegs waren. Die Scheune lag an einer der stillen Seitengassen, die von der großen, belebten Fürstenallee abzweigten und tiefer ins Orkendorf führten.

Ein kalter Windstoß fegte den Bratengeruch beiseite, der meinen Magen noch immer zum Revoltieren brachte. Ich sog die Luft tief ein und schloß die Augen, lauschte meinem Herzschlag.

Zurück bei meinem kalten Lager in einer Strohmulde, in der ich schon so manch fröhliche Stunde in erfreulicher Begleitung verbracht hatte, sah ich den Dolch. Er lag blutverschmiert zwischen den gelben Halmen, beschienen von einem schwachen Lichtstrahl, der durch eine Ritze im Dach fiel. Ich starrte ihn an, als könne ich ihn verschwinden lassen, ungeschehen machen, was mit ihm getan worden war. Doch er blieb, wo er war, und es heißt, daß nicht einmal die Götter in der Zeit zurückwandern können, um begangene Fehler wiedergutzumachen.

Ich nahm den Dolch auf – er wog schwer in meiner Hand – und richtete die Spitze auf mein Herz. Braunes Blut befleckte die schöne helle Klinge. Wes Schuld war ein Tod? Des Dolches? Der Hand? Des Herzens? Wessen, wenn das Herz ihn nicht wünschte, die Hand sich sträubte, der Dolch ihn trotzdem brachte?

Meine Hand zitterte. Meine Schuld war es, nur meine, daran ließ sich nicht deuteln. Und eine Schuld muß bezahlt werden, so besagen es die Gesetze von Praios und König.

Die Spitze des Dolches ruhte nun auf meiner Brust – ein leichter Schmerz verkündete, daß die Haut schon geritzt war. Doch die Hand zitterte noch immer, die Waffe war so schwer, daß ich sie kaum halten konnte. Hätte ich genügend Kraft, den Stich zu tun? Braunes Blut auf der Klinge. Würde es sich mit dem roten mischen? Ich betrachtete den Dolch, wie ich es schon so häufig getan

hatte – doch nicht mehr freudentrunken über die großzügige Gabe aus edler Hand, nicht mehr stolz über die Ehre. Ich betrachtete ihn, als sähe ich ihn zum ersten Mal: die geschwungene Parierstange, die wie ein sanftes S aussah, an den Enden kleine Löwinnenköpfe mit aufgerissenen Mäulern, die Augen aus winzigen Rubinen. Mein Blick wanderte zu dem Griff aus fester Steineiche, zu dem runden stählernen Knauf, an dem eine Quaste aus struppigen Fäden hing. An den abgeflachten Seiten des Knaufes waren Muster in das Metall eingearbeitet; ich kratzte die braune Kruste fort. Zum Vorschein kam ein Wappenschild, in dem sich zwei Schwerter kreuzten.

Meine Hand mit dem Dolch sank hinab. Die Gabe eines so tapferen Mannes für eine tapfere Tat – nicht für einen Tod von eigener Hand. Doch war das Geschenk nicht schon besudelt, die Gunst vertan? Ich wußte es nicht, konnte nicht entscheiden, ob Recht oder Unrecht geschehen war. Wer war ich, daß ich solches zu beurteilen trachtete? Ein Geweihter? Ein Prinz? Ein König? Lachen entrang sich meiner trockenen Kehle, doch ohne Freude. Ein Stallknecht, der sich zum Richter über Leben und Tod aufschwingt, wo hatte man dergleichen schon gehört? Das war Sache der adligen oder geweihten Herren und Damen.

Geweiht ... Ein Gesicht stieg vor meinem inneren Auge empor, ein blasses Gesicht, schön und traurig, umrahmt von schwarzem Haar. Auch die Augen waren schwarz gewesen, und ich hatte das Gefühl gehabt, daß sie bis in mein Innerstes zu schauen vermochten. Kalt war mir dabei geworden, doch der Blick der Priesterin hatte Mitleid verkündet. Hatte sie es gewußt? Schon damals? Doch dieses Damals war ja gerade erst über einen Mond her, so vieles war geschehen in so kurzer Zeit ...

Ich hatte Boron gefrevelt, dessen war ich mir gewiß. Doch sich hier das Leben zu nehmen, hieße, sich dem Urteil des Dunklen Gottes zu entziehen. Wenn ich sterben sollte, dann durch das Gericht einer Geweihten. Kurz zögerte ich,

schloß dann die Finger fest um den Griff des Dolches. Ich nahm nicht die Stiege zum Boden der Scheune des *Esche und Kork*, sondern kehrte zurück zur Luke in der Außenwand. Ich öffnete die Läden halb, dann ließ ich mich mühsam die zwei Schritt zur Straße hinab, die ich sonst achtlos sprang. Zwar schmerzte der Körper noch, aber darauf kam es nun nicht mehr an. Ich wußte, daß die Priesterin nur zu *einem* Urteil kommen konnte, doch sie sollte es im Sinne Borons fällen, nicht ich Unwissender mit namenloser Schwärze im Sinn. Ich begab mich auf meinen Weg.

Ob man mich noch suchte? Ich konnte es nicht sagen. Ich achtete auch nicht darauf. Die Gasse geradeaus, rechts entlang und auf die Fürstenallee. Ich kannte diesen Teil Havenas nicht gut, doch meine Füße fanden ihren Weg. Die Menschen im abendlichen Orkendorf starrten mich an – selbst hier mußte mein Äußeres ungewöhnlich wirken. Augenpaar um Augenpaar zog an mir vorbei, musterte mich, meinen Dolch und schaute dann unbeteiligt an mir vorbei. Hier kümmerte es keinen, wen ich getötet hatte und warum. Hier kannte man niemanden und hatte nichts gesehen. Im Dreck der Fürstenallee tummelten sich spielende Kinder, und Hunde balgten sich um Abfälle, Huren und Lustknaben verschwanden in Seitengassen, als ich kam. Ich roch nach Ärger.

Endlich stand ich am Kai, vor mir das Hafenbecken. Die letzten Strahlen der Abendsonne streiften mein Gesicht, wärmten es jedoch nicht. Der Himmel im Westen, über dem Meer der Sieben Winde, war in dunklem Purpur gerötet, Wolken türmten sich zu flauschigen Gebirgen. Eine Bö vom Fluß ließ mich frösteln, mit sich trug sie den fauligen Odem der verfluchten Unterstadt.

Ich sah zurück zur Stadt. Schön war Havena, trotz des Gestanks und des Drecks. So schön, daß es mir die Tränen in die Augen trieb in dem Bewußtsein, die Gassen und Märkte nie wieder zu sehen, nie wieder mit einer

Schankmagd zu schäkern, nie wieder den Duft der königlichen Gärten zu erhaschen, in den Tavernen und Schenken auf den Hahnenschrei zu warten.

Nun schweifte mein Blick zur Boroninsel, die finster im Hafenbecken lag, von fast allen Vierteln Havenas aus sichtbar. Bis vor wenigen Tagen hätte ich niemals gedacht, daß jemand anders als die unheimlichen Geweihten so töricht sein könnte, die Insel der Toten zu betreten; heute stand ich selbst am Ufer des Großen Flusses und konnte noch immer entscheiden: Entweder stürzte ich mich hier in die kalten Fluten, oder ich ging hinüber. Doch ich wußte, ich mußte mich Boron dort stellen, oder der Gott der Toten sandte meine Seele in ewige Verdammnis.

Ich ging zu dem Steg, auf dem ich früher schon gewesen war, um einen Toten in die Totenbarke zu legen. Der Leichnam war von der Priesterin abgeholt worden. Auf mich wartete niemand.

An den benachbarten Stegen dümpelten kleine Fischerboote an kurzen Stricken auf dem Wasser; der Geruch nach Fisch war allgegenwärtig. Ich ging hinüber. Möwen kreischten klagend – ein Laut, den ich schon immer mit Havena verbunden habe. Havena ist eine traurige Stadt.

Aus einem der Fischerboote ragte ein Paar Stiefel. Schnarchen drang unter der Wachshaut hervor, die über den Holzrumpf gebreitet war, und ich roch Gebrannten. Grob trat ich mit dem Schuh gegen die Stiefel, und prompt verhielt das Schnarchen. Die Wachshaut bewegte sich, jemand rappelte sich umständlich auf, und ein Gesicht schob sich unter dem Stoff hervor: strähniges graues Haar über einem faltigen Gesicht mit einer großen roten Nase, wulstige Lippen, dahinter Zahnstummel, zwischen denen eine erloschene Pfeife hing. Die geröteten Augen blinzelten, weiteten sich dann, und ein ungläubiger Blick wanderte zu einem gehobenen Schnapskrug.

»Du siehst richtig, Weib«, sagte ich, wunderte mich selbst

über den festen Klang meiner Stimme. »Leg die Ruder ein und schiff mich zur Boroninsel.«

Wieder weiteten sich die Augen, und die dicke Frau kratzte sich unter der speckigen Lederschürze am Busen. Was sie sah, konnte ich nur ahnen, doch es mußte zum Ziel meiner Reise passen: der Insel Borons, des Gottes, der den Tod bringt. Auf der Boroninsel verweilen nur der Todesgott, seine Priester und die Toten, die dort Monumente erhalten, die niemand sehen will. Wir Havener meiden den Tod, bis er an uns herantritt und den Preis für das Leben fordert.

Die Alte nun wälzte ihren massigen Leib herum, stopfte die Wachshaut unter die Ruderbank des bedenklich schwankenden Schiffchens und nickte. »Komm«, murmelte sie an ihrem Pfeifenstiel vorbei. »Die zu den Toten wollen, soll man nicht aufhalten!« Ein meckerndes Lachen drang aus ihrer Kehle, doch in ihren Augen stand Furcht. Mir war es recht.

Ich bestieg das wacklige Gefährt, und während sich die Schifferin in die Riemen legte, schöpfte ich mit einer Hand Wasser, um mir das Gesicht notdürftig zu reinigen. Die Wunde an der Stirn sparte ich aus, ich wollte sie nicht wieder aufreißen.

Ich sah dem untergehenden Praiosschild entgegen, das nun, groß wie ein Wagenrad, langsam im Meer der Sieben Winde versank. Er würde unter der Derescheibe hindurchrollen, um sich dann aus Richtung Rahja wieder zu erheben. Ein neuer Morgen würde kommen – nicht jedoch für mich. Ich schluckte.

Schlag für Schlag tauchten die Ruderblätter in das glatte Wasser, kräuselten es, ließen Wellenkreise tanzen, glitten haarscharf über die Oberfläche, eine silberne Spur Wasserfäden hinter sich herziehend. Und wieder senkten sich die Blätter ins Wasser, in einem fort.

Dann verlangsamten sich die Ruderschläge der Fischerin, und unwillkürlich sah ich auf: Nahe lag die Boroninsel, so nahe. Der hohe Tempel ragte gewaltig vor uns auf, finster

und furchteinflößend. Doch nicht deshalb trieben wir nun ungesteuert im Hafenbecken, nicht die drohende Boroninsel allein hatte die Alte innehalten lassen: Aus den Wassern stiegen Nebel empor, zunächst dünne Schlieren, die geisterhaft über den schwärzlichen Fluten hingen, sich jedoch bald verdichteten und zu dicken Wolken ballten. Diese Nebelschwaden wälzten sich uns nun entgegen, griffen mit dünnen kalten Fingern nach uns und dem kleinen Boot, bis wir, vom Schwung der letzten Ruderschläge weitergetragen, ganz darin eintauchten.

Im selben Moment stieß die Schifferin ein entsetztes Keuchen aus, ergriff die Ruder und legte sich ins Zeug wie eine Rasende.

»Will dich haben, der Gierige Alte, hm?« murmelte sie in sich hinein, so daß ich es kaum verstand. »Hast ,ne dringende Verabredung mit Seinem Schnabel?« Ich wußte, daß sie keine Antwort erwartete. Zwischen den Schultern und unter den Achselhöhlen bildeten sich bald dunkle Flecken auf ihrem Kittel, und vom Schweiß und Nebel klebten ihr die Haare am Kopf. Noch immer murmelte sie Worte in die erloschene Pfeife, deren Sinn mir verschlossen blieb.

Ich sah unserem Ziel entgegen, das nun nicht mehr als ein nächtlicher Schatten war, der sich uns zu nähern schien. Ob Er wirklich auf mich wartete, der ›Gierige Alte‹?

Mein Grübeln wurde jäh von einem Ruck und dem Knirschen des Schiffsrumpfs auf dem Strand des Eilands unterbrochen: Ich war am Ziel. Mit klammen Gliedern kletterte ich aus dem Boot und wandte mich an die Fischerin. »Höre, Alte, ich nenne keinen Kreuzer mein eigen. Doch wenn du magst, nimm diesen Dolch. Er ist sehr wertvoll, davon kannst du ...«

Doch die Frau unterbrach mich hastig: »Nichts soll er mir geben, hat schon genug zu geben, nicht? Die alte Tuar will ihm nicht auch noch was nehmen, will sie nicht ... Will auch nicht nachts auf der Insel der Toten bleiben!« Sie versuchte

hastig, ihr Boot mit einem der Ruder vom Strand abzustößen. Ich half ihr dabei.

»Sollst aufpassen, Bursche, der Alte ist gierig« – sie dämpfte die Stimme –, »gibt sich nicht mit einem Stückchen zufrieden, nein, nimmt immer alles, wenn du nicht aufpaßt! Hör auf die alte Tuar, hör auf sie: Laß dir nicht mehr nehmen, als du geben kannst, hörst du?« Das Klatschen von Ruderblättern auf der Wasseroberfläche und Tuars immer gedämpfter klingende Stimme kündigten an, daß sie sich entfernte, denn sehen konnte ich sie in dem Nebel schon bald nicht mehr.

Doch ich schaute ihr noch lange nach. Ohne sie – die Alte, die ich kaum kannte – kam ich mir einsam und verlassen vor. Wie ich ihr durch die Schwaden in die Dunkelheit nachblickte und dem verhallenden Platschen der Ruder lauschte, konnte ich mir einbilden, daß sie noch nahe war, daß ich nicht allein war am Strand dieses unwirtlichen Eilands, während die Nacht mich umschloß. Ich wußte, würde ich mich umdrehen, wäre die Frau weit fort, und ich müßte mich meinem Schicksal stellen.

Kein Laut war mehr zu hören – kein Ruderschlag. Das Atmen fiel mir schwer, und doch sog ich die Luft tief ein und wandte mich um, ging den mit dunklen Steinen übersäten Strand hinauf.

Bald schon stieß ich auf einen schmalen Weg, der ebenfalls vom Strand ins Inselinnere führte, doch von einer Stelle etwas weiter südlich, als Tuar mich abgesetzt hatte. Der Strand war nur ein dünner Streifen, dahinter war die Erde mit dürrem Gras bedeckt.

Ein Rabe krächzte.

Ich schaute auf und fand ihn in der Nacht als mondbeschienenen Schemen, auf einem Grabstein sitzend, in den das Gebrochene Rad eingearbeitet war. Er sah mich an, und kalte Schauer liefen mir den Rücken hinab. Sein Blick drang in mein Herz, und er schien zu krächzen: ›Geh weg, geh weg, Mensch! Du lebst noch, du hast hier nichts

zu suchen! Geh weg! Geh weg!< Er krächzte wieder und wieder.

Ich gab keine Antwort, sondern ging stumm meines Weges, das Haupt gebeugt. Rechts und links ragten weitere Grabsteine auf, doch ich sah nicht mehr auf. Der Weg unter meinen Füßen war steinig und von Flechten und Moosen überwuchert. Dann dräute ein größerer Schatten im Mondlicht, und ich hielt inne.

Der Tempel des Boron erhob sich schwarz vor mir. Große und schwere Basaltsteine fügten sich silberbeschienen zu einer schwarzen Mauer, jeder einzelne so hoch, daß er mir bis zur Brust reichte. Das Gebäude war kantig und schmucklos; ich stand vor seiner langen Front, unmittelbar vor dem Portal. Es öffnete sich ins Innere, ohne Torflügel, ein Gang erleuchtet von schwachem, unwirklich blauem Licht.

Von wem nur mochte dieser gewaltige Tempel erbaut worden sein? Denn daß er gewaltig war, daran bestand kein Zweifel, das Dach mochte sich mehr als zwölf Schritt über dem Boden befinden. Ich hatte ein solches Bauwerk noch nie gesehen – auch keine Gebäude, die ihm ähnelten. Es sah uralt aus. Mochte es aus der Zeit vor dem Großen Seebeben stammen? Ich konnte mir kein älteres Gebäude vorstellen; fast schien es, als sei es gemacht, der Vergänglichkeit Deres zu trotzen.

Ich tat einige langsame Schritte vorwärts, durchschritt das Portal und gelangte in einen Gang. Mit einer Hand berührte ich immer die rechte Mauer. Kaum hatte ich wenige zaghafte Schritte in das Halblight getan, da erkannte ich die Quelle der seltsamen Helligkeit: Gwen Petryl, Efferdsfeuer, das Licht der Götter. Blinzeln gewöhnten sich meine Augen an das milde Licht, und jetzt konnte ich den Gang mustern, in dem ich mich befand. Er war hoch, umfaßte die gesamte Höhe des Gebäudes bis zum Dach. Genauso breit wie das Portal, mochte er ganze vier Schritt messen.

Der glimmende blaue Stein befand sich mir gegenüber an einer Wand, auf die ich zuing. Einige Schritte noch, dann eröffnete sich mir in seinem Schein eine Treppe, die hinabführte in die Dunkelheit. Oberhalb ihres unteren Absatzes an einer Wand war das Relief eines riesigen Raben zu sehen, der in seinem Schnabel den Gwen Petryl hielt und mich mit seinem einen Auge anzustarren schien.

Ich schaute mich weiter um und bemerkte nun die in die Wände geschlagenen Bilder: Unmittelbar neben mir, über die gesamte Länge von Gang und Treppe, erstreckte sich die Darstellung einer hitzigen Schlacht. Vorn links schwang sich ein großer schwarzer Rabe gerade über das Schlachtfeld, und wo er entlangflog, da starben die Menschen in Scharen. Die Darstellung des Sterbens war so vielfältig und so unmittelbar, daß ich wie gebannt stehenblieb. Ich sah eine Kriegerin, in deren Leib eine große Hellebarde steckte. Die Frau klammerte sich noch im Sterben daran fest, ihr Antlitz zeigte gräßliche Schmerzen. Neben ihr starb ein Mann mit gekröntem Helm gemeinsam mit seinem Pferd im Feueratem eines Drachen – er verbrannte bei lebendigem Leib. Seine Augen ... seine Augen waren schrecklich und schienen mir zu folgen, wohin ich mich auch wandte. Sie waren im Todeskrampf gen Alveran verdreht und traten fast aus den Höhlen.

Ich hatte Menschen sterben sehen, zwar nicht in der Schlacht, doch der Tod ändert sein Antlitz nicht, gleichgültig, wie er sein Opfer ereilt.

Ich entsann mich noch genau der Augen, der Gesichter, qualund schmerzverzerrt, doch diese gemeißelten Wandbilder zeigten einen hundertfachen Tod. Sie zeigten den Mörder und seine Waffe, die in den Leib des von Boron Verurteilten eindrang, zeigten das Leiden, den Todeskrampf, den Augenblick des Innehaltens, gefolgt vom Erschlaffen des Körpers, immer wieder, überall – der Tod war allgegenwärtig. Abgeschnittene Köpfe, aufgerissene Wänste, blutende, verstümmelte Gliedmaßen, und über all

den grausigen Geschehnissen sanken wie schwebend die Federn der Rabenschwingen nieder. Die Bilder der Toten traten aus dem Stein hervor, verschwammen, wurden farbig, echt. Ich hörte Kampfgetümmel und Kreischen, die Feuerlohe des Drachen hüllte auch mich in glühendheiße Flammen, Todesschreie gellten mir in den Ohren – und, lauter als alles andere, erklang das Krächzen eines Raben

...

Keuchend – ich hatte nicht bemerkt, daß ich den Atem angehalten hatte, während ich die beklemmenden Bilder studiert hatte – rang ich nach Luft. Schwarze Flecken tanzten mir vor den Augen, und die Wände um mich herum schwankten. Um nicht noch einmal zu dem Schlachtengemälde schauen zu müssen, das zwar wieder grau und starr war, aber immer noch voll der grausamen Erinnerungen der Sterbenden, sah ich zur Treppe hinüber, zu dem Rabenrelief. Nun las ich die Lettern, die seine Gestalt in silbernem Bogen umrahmten:

ER NIMMT SICH, WAS SEIN IST

Das Rabenprofil blinzelte mich an, die Schwingen waren angelegt, eine Kralle erhoben, im Schnabel glimmte der bläuliche Stein. Gwen Petryl gilt als Gabe der Götter – die Gabe, die Boron dem Menschen bringt, ist der Tod.

Ich atmete tief durch. Die Treppe vor mir führte in undurchdringliche Dunkelheit, und ich zögerte nicht, das Licht des Efferdfeuers zu verlassen. Stufe für Stufe führte mich hinab, mein Schatten huschte vorweg. Der Stein auf dem Boden sah rissig und alt aus, die Kanten der Stufen waren von vielen Füßen abgeschliffen und rund. Waren hier, im Tempel des Todes, einstmals so viele Menschen einund ausgegangen? Hatte man dem Dunklen Gott in Havena vor Jahrhunderten so hingebungsvoll gehuldigt?

Die Rechte immer an der unebenen, gefurchten Wand, tauchte ich ein in die Schwärze, die ich willkommen hieß.

Unter den Fingern spürte ich die Wölbungen und Vertiefungen von Steinmetzarbeiten, die sich in meinem Geist zu schauerlichen Todesszenen zusammenfügten, gegenstandslos zwar, doch aufwühlend und erschreckend. Lieber stolperte ich blind durch die Gänge, als das Grauen der steinernen Totentänze mit eigenen Augen zu schauen!

Die Luft roch muffig, abgestanden, meine langsamen Schritte hallten laut auf dem Stein. Ein Fiepen schrillte durch den Gang, vielfach zurückgeworfen. Eine Ratte? Hier? Ich hoffte, daß Boron den Toten Schutz gewährte vor den widerwärtigen Nagern.

Ich zögerte nicht, mäßigte kaum meinen Schritt. Der hallende Klang meiner Schuhe wurde lauter, ich hatte das Gefühl, daß sich der Gang erweitert hatte. Wo mochte ich mich nun befinden, was umgab mich? Meine Phantasie malte erschreckende Bilder in die Schwärze, genährt von den Erinnerungen an das Wandgemälde des Ganges. Roch es hier nicht süßlich, nach Tod und Verwesung? Ich traute meinen Sinnen nicht mehr, meine Augen gaukelten mir hellen Lichtschein in der Finsternis vor. Ich blinzelte den Schweiß aus den Augen, während meine Ohren den ätherischen Gesang einer Frauenstimme zu vernehmen glaubten. Hell und klar stiegen und fielen die Töne, ohne Worte, ohne Sinn. Nicht klagend klang es, keine Trauer schwang in der Stimme mit, die gespenstisch durch hohle Gänge zu hallen schien. Konnte es im Heiligtum Borons Geister geben? Oder narren mich meine Sinne nun vollends?

Fuß für Fuß ging ich weiter, langsamer nun, da ich ohne den Halt der Mauer zu meiner Rechten vorankommen mußte. Wieder tanzten helle Lichtpunkte, und ich vermeinte, ein unregelmäßiges Echo meiner Fußstritte zu vernehmen. Ich verhielt meinen Schritt. Deutlich hörte ich Tappen, das einen Herzschlag später ebenfalls verstummte. Mir wurde kalt. Ich wartete, bis zum äußersten gespannt, lange Augenblicke. Dann ließ ich den angehaltenen Atem

leise entweichen. Ich war nicht allein.

Und tatsächlich. Schritte, fester nun, bewegten sich sicher durch die Dunkelheit. Der tanzende Lichtfleck, den ich vor kurzem zu erkennen geglaubt hatte, vergrößerte sich, strahlte Helligkeit ab, bis ich im Schein einer Laterne eine Gestalt sah. Eine schwarze Robe verbarg den Leib im Halblight so vollständig, daß nur ihr Antlitz allein über dem Boden zu schweben schien. Ein blasses Gesicht, umrahmt von schwarzem Haar. Kohlengleiche dunkle Augen, der rote Mund eine strenge Linie. Schon bei unserer ersten Begegnung hatte ich mir nichts so sehr gewünscht, als daß sich diese ernsten Lippen zu einem Lächeln voll Freundlichkeit verzögen, daß das harte, traurige Gesicht, das jegliche Fröhlichkeit zunichte machte, Milde zeigen möge. Jetzt, an diesem düsteren Ort, wünschte ich es mir mit jeder Faser meines Leibes, sehnte ich mich nach etwas Wärme in der Kälte meiner Seele.

Die Frau bewegte sich, und Stoff raschelte. Die Lippen öffneten sich, und eine fast unhörbar leise, aber volle und wohltönende Stimme drang an mein Ohr. »Sei willkommen im Reich der Toten, Sterblicher. Was führt dich zu Ihm?« Und sie sah mir weiter unverwandt in die Augen, das Gesicht eine starre Maske.

Mein Geist war leer. Ihre kohlschwarzen Augen durchbohrten mich, und ich fühlte mich nackt und bloß. Ein Teil meines Bewußtseins formte die Worte, derenthalben ich gekommen war: »Ich bin hier, weil Er mich rief. Ich bin gekommen, Seinen Richtspruch zu hören, denn ich habe gefrevelt.« Meine Beine gaben nach, und ich fand mich kniend auf dem Boden wieder. Mein Herz raste.

Die Priesterin wandte den Blick nicht von meinen Augen, langsam verzogen sich ihre Mundwinkel, ein klein wenig nur, doch ich hielt den Atem an: Sie lächelte! Auch die Augen blickten nun wärmer, nicht mehr kalt und hart, und plötzlich wußte ich, daß es neben Borons Unbarmherzigkeit auch noch Marbos Gnade gab. Mein wilder Herzschlag

verlangsamte sich, und ich wurde ganz ruhig. Was auch immer mich erwartete, es würde kommen. Ich hatte alles hinter mir gelassen, dem Leben oben auf jenen Stufen entsagt. Nun galt nur noch der Augenblick.

Das zarte, etwas ungeübte Lächeln der Frau hatte eine atemberaubende Schönheit auf ihr Antlitz gezaubert. Die Züge der feinen Haut erinnerten mich an eine weiße Büste im Fürstenpalast, die die Baronin Nahema von Dela zeigte, die Ratgeberin des Fürsten Toras. Wie das alabasterne Abbild der Frau aus längst vergangenen Jahrhunderten strahlte das Gesicht der Priesterin vollkommene Ruhe aus, auch in ihren Augen stand – wie bei unserer ersten Begegnung auf dem Kai – das Wissen um die eigene Macht geschrieben. Die schmalen schwarzen Brauen hoben sich nun ein wenig, fast spöttisch. Sie hob leicht die Hand, um mir zu bedeuten, mich zu erheben, wandte sich um und schritt mir voran durch die Halle.

Am Schall meiner Schritte in der Dunkelheit hatte ich erkannt, daß ich mich in einem großen Raum befand, doch nicht einmal im Schein der Laterne erkannte ich seine wahren Ausmaße. Wir bewegten uns in einer Kuppel aus flackerndem Licht, um die die Dunkelheit herumfloß: Vor uns teilte sie sich, doch hinter uns glitt sie wieder zusammen wie die dunklen Fluten der Unterstadt. Die Priesterin bewegte sich vor mir so sicher durch den Raum, als wisse sie genau, wohin sie sich wenden müsse; die Laterne ließ sie unbeachtet herabhängen. Sie schien kein Licht zu benötigen, um sich in der Dunkelheit zurechtzufinden, doch mir spendete das bißchen Helligkeit Sicherheit und Wärme.

Der Schein unserer kleinen Laterne fiel auf Schwärze, die nicht vor dem Licht floh: Ein großer Schemen ragte vor uns auf. Ich sah genauer hin und erkannte die Umrisse einer bestimmt doppelt mannshohen Rabenstatue, deren Augen schwarzkristallen glitzerten. Sie blickte auf mich herab, bar jeder Freundlichkeit, und hier, vor Seinem Antlitz, wurde

mir zum ersten Mal wirklich klar, was Sein Richtspruch bedeuten konnte. Nicht Mitleid noch Gnade sprachen aus den harten Rabenaugen, kein Funken Barmherzigkeit stand darin geschrieben. Doch war ich nicht gekommen, um zu sterben?

Vor der Statue stand ein ebenmäßiger großer Basaltblock, darauf ein eiserner Leuchter mit fünf schwarzen Kerzen. Auch in diesen Stein hatte sich schon eine kleine Mulde eingeschliffen, in der ich nun, da die Priesterin zum Altar trat, braunverkrustete Reste erkannte. Die Frau öffnete die Abdeckung der Laterne, holte die Kerze heraus und entzündete damit die fünf Lichter auf dem Altar.

Dann wandte sie sich um. »Im Namen des Schwarzen Raben spricht zu dir, Sterblicher, Sagarta. Ich bin Auge und Ohr des Dunklen Gottes und werde dir Seinen Richtspruch verkünden. Berichte nun, was sich zugetragen hat und weswegen du hier vor dem Angesicht Borons stehst. Doch bedenke: Er ist der Tod, und Sein Gericht nicht milde. Hast du Ihn dir einmal zum Richter erkoren, ist Sein Spruch Gesetz.« Ich nickte stumm.

Sagarta wies mir einen Platz auf einem der schwarzen Kissen vor dem Altar zu, und ich setzte mich. Ich lockerte die verkrampfte Linke, und klappernd fiel der Dolch zu Boden. Sagarta betrachtete ihn kurz, setzte sich mir dann gegenüber und nickte mir zu, die Geschehnisse zu berichten, derenthalben ich gekommen war.

1. Kapitel - Wiedersehen

»Schau, Fion, wie das Gold glänzt!« flüsterte Fianna. Sie stieß den Zeigefinger in den feinen Staub, von dem eine helle Schicht an der Kuppe haften blieb. »Es glitzert genauso wie die Juwelen der Frau Idra. Nur daß es so fein noch viel schöner aussieht als im Stück!« Fianna mühte sich nun, den Goldstaub wieder in das flache Gefäß zu streifen, aus dem sie es aufgenommen hatte, doch die pudergleiche Kostbarkeit hatte sich in die Furchen der Haut gelegt, und der Finger schimmerte immer noch gelbgolden.

»Fianna, sind die Stäube vermischt? Du weißt doch, daß die Weise Frau Hesinde es nicht gern sieht, wenn bei der hohen Kunst der Alchimie getrödelt wird.« In der freundlichen Stimme des Mannes schwang ein tadelnder Unterton.

Fianna fuhr herum, strich sich mit der Linken die braunen Locken aus dem Gesicht, während sie die Rechte mit dem Goldstaub hinter dem Rücken verschwinden ließ, wo sie nun Zeigefinger und Daumen heftig aneinanderrieb, um den verräterischen Schimmer abzustreifen. Fion beugte sich derweilen tief über sein Flechtwerk aus Wirselkraut; die langen weißblonden Strähnen hingen ihm in die Stirn und verbargen ungenügend, daß er sich nur mit Mühe ein Grinsen verkniff, indem er sich fest auf die Lippe biß.

Ganz das Bild sechzehnjähriger Unschuld, färbten sich Fiannas Wangen leicht rötlich, sie schlug die Augen nieder und stammelte: »Ja, Euer Gnaden, das weiß ich schon. Der Dechsenschwanz ist ja auch zerstäubt, ich muß ihn nur noch mit dem Goldstaub vermischen.« Sie wandte sich wieder ihrem Tischchen zu und betrachtete die Finger: Ihre Bemühungen hatten nur dazu geführt, daß der Goldstaub nun fein auf Daumen *und* Zeigefinger verteilt war. So unauffällig wie möglich rieb sie den Staub in den

Dreckklappen, der immer bereitlag, und übertrug so den Goldfleck darauf. Mit einer geschickten Bewegung kippte sie den feinen Goldstaub in das Gefäß mit dem pulverisierten Eidechschenschwanz und vermischte beides sorgfältig mit dem Stößel.

Fion war nun mit dem Flechten der Wirselskrautblätter fertig. Er hatte sie so locker wie möglich zu kleinen Netzen gebunden und jedes einzelne immer wieder an das Gefäß angepaßt, in dem die Zutaten dann noch eine Woche ruhen mußten. Zufrieden begutachtete er sein Werk: Keines der Flechtwerke ragte über den Rand hinaus, und keines war zu klein, als daß es den Inhalt der Tiegelchen nicht vollständig abdecken konnte.

»Sehr gut, Fion. Das ist genau richtig. Ich hätte es nicht besser gekonnt.« Der Hesindegeweihte Dialann drehte und wendete die Blattnetze in den Händen und nickte noch einmal. In sein hellblondes Haar mischten sich die ersten grauen Strähnen, die grauen Augen gemahnten an einen sturmumtosten Tag auf hoher See. Seine Miene war ernst, doch freundlich, und er hatte immer ein Lob für die jungen Leute bereit. Seine hochgewachsene Gestalt überragte Fion um gewiß einen halben Spann, doch war der Jüngere kräftiger gebaut. Alles in allem sah Fion ihm sehr ähnlich. In die grüngelben Roben eines Hesindepriesters gehüllt, verriet nur die fleckige Lederschürze, daß Dialann ein passionierter Alchimist war; der goldene Schlangenreif, der seinen Hals zierte, mochte dazu schlecht passen.

»Danke, Euer Gnaden!« Fion freute sich sehr über das Lob, denn die Alchimie war eine schwierige Disziplin, in der kleine Fehler schreckliche Auswirkungen haben konnten. Doch den Unterricht, den Dialann ihm und Fianna in ihrer freien Zeit erteilte, liebte Fion über alles, ebenso das Laboratorium, in dem sie arbeiteten. Verstaubte Regale mit Tiegelchen, Schatullen, Glasphiolen mit farbigen Flüssigkeiten, Ölbrennern und Dreifüßen, gläsernen Destillierkolben, tönernen und silbernen Mörsern mit

ebensolchen Stößeln, Filtern, Bronzeund Tonfläschchen, deren Etiketten die verschiedensten Inhalte kennzeichneten, wie etwa *Gratenfelser Schwefelquell*, *Heiltrank*, *Schlaftrunk*, *Antidot*, Säckchen mit Meditationskräutern ... Und das meiste davon roch ganz wunderbar, besonders die Meditationskräuter.

Fianna trug den Mörser heran und stellte ihn vorsichtig neben das geflochtene Wirselkraut auf den Steintisch. Dialann würde nun auch ihr Werk begutachten. Der Hesindegeweihte nahm prüfend eine Prise des Gemischs auf und ließ es zwischen den Fingern wieder hinabrieseln. Fion und Fianna hatten erwartet, daß ihm der Goldstaub – wie bei Fianna – an den Fingern kleben bleibe, doch war er inzwischen so vollständig mit dem Pulver des Dechsenschwanzes vermischt, daß kein Hauch mehr an Dialanns Kuppen haftete. Der Geweihte nickte. »Das ist ebenfalls äußerst gut gelungen. Das Pulver ist sehr schwierig herzustellen. Du hast sehr geschickte Hände, Fianna!« Der Mann sah das Mädchen zufrieden an, das vor Freude ein wenig auf den Zehenspitzen wippte.

Doch dann hielt Fianna ruckartig inne und fragte den Geweihten vorsichtig: »Sagt, Euer Gnaden, wie wirken sich die Mengenbemessungen auf das Gelingen des Heiltrankes aus, zum Beispiel wenn man etwas falsch abgewogen hat?«

Dialann ließ bereits einen Teil des Pulvers in den großen Mörser gleiten, bewegte das Gefährt ein wenig hin und her, damit der Boden gleichmäßig bedeckt war, und griff nach einem der Wirselnetze. Er hielt es mit beiden Händen über den Mörser, um das Kraut möglichst an allen Seiten gleichzeitig mit dem Pulver in Berührung kommen zu lassen, während er antwortete: »Auf die Mengen kommt es natürlich ganz besonders an. Bei dem Goldstaub zum Beispiel ist das äußerst wichtig. Hast du einen Hauch zu wenig, ist der ganze Trank verdorben.« Ein Lächeln umspielte seine Lippen, als er das Kräutergeflecht in den Mörser gleiten ließ. Fianna wurde ein wenig blaß, ihre